

Wo steht die Jugendforschung heute?

Hübner-Funk, Sibylle; Lüders, Christian

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hübner-Funk, S., & Lüders, C. (2004). Wo steht die Jugendforschung heute? *Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst soFid*, Jugendforschung 2004/2, 9-18. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-204391>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Wo steht die Jugendforschung heute?¹

Sibylle Hübner-Funk, Christian Lüders
Deutsches Jugendinstitut e.V. (DJI)

Eine systematisch wie zeitgeschichtlich sensible Ortsbestimmung der deutschen Jugendforschung zu leisten, war das Ziel der Podiumsdiskussion „Wo steht die Jugendforschung heute?“ des 18. DJI-Symposiums (am 23./24. Juni 2003 in Berlin), das „Jugendforschung zwischen Tradition und Innovation. Bilanz und Ausblick nach vier Jahrzehnten“ zum Programmtitel hatte. Die fünf geladenen DiskutantInnen (und das Publikum) wurden vom Diskussionsleiter, Dr. Christian Lüders, mit einem – in Form von Thesen formulierten – schriftlichen Input versehen, der als Dokument im Original wiedergegeben ist, damit die (von Dr. Sibylle Hübner-Funk verfasste) kritische Nachlese der Podiumsdiskussion „Jugendforschung ohne Biss, oder: die Zukunft ist europäisch (oder gar nicht)“ besser verstanden werden kann.

Inhaltlich divergieren beide Texte deutlich voneinander, da sie persönliche Meinungen und Wertungen zum Ausdruck bringen und nicht etwa institutionelle „Verlautbarungen des DJI“ sind. So spiegeln sie auch den Zustand der deutschen Jugendforschung, die – trotz oder gerade wegen ihrer Medienwirksamkeit und Fülle – keinen klar definierbaren wissenschaftlichen »Korpus« mehr darstellt und ihren Gegenstand, die Jugend, derzeit nicht mehr eindeutig zu bestimmen vermag. Umso wichtiger, wenn auch gewagter, sind vor diesem Hintergrund die Versprechungen zweier europäischer Podiumsteilnehmerinnen, dass eine „Heilung“ dieses Zustandes mittels der verstärkten „Europäisierung“ der Jugendforschung gelingen könne.

Thesen zur Podiumsdiskussion am 23.6.2003 auf dem 18. DJI-Symposium »Jugendforschung zwischen Tradition und Innovation: Bilanz und Ausblick nach vier Jahrzehnten«

Christian Lüders

Lenkt man zur Beantwortung der Leitfrage dieser Podiumsdiskussion »Wo steht die Jugendforschung heute?« die Aufmerksamkeit zunächst auf die nationale Diskussions- und Forschungslandschaft, so bietet sich folgende Situation:

- Seit Beginn der 90er Jahre lässt sich ein ununterbrochener Strom an empirisch einschlägigen Projekten, darunter eine ganze Reihe »großer«, weithin bekannt gewordener Studien verzeichnen;
- es gab umfangreiche Schwerpunktprogramme der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG);
- die Ende der 90er Jahre gegründete Sektion Jugendforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie ist nach wie vor aktiv;
- die Zahl der Handbücher nimmt zu und vor allem:

1 Überarbeitete Fassung der Erstveröffentlichung in: DISKURS – Studien zu Kindheit, Jugend, Familie und Gesellschaft. Jg.13,2003,H.1,S.34-40

- Es wurde ein *Jahrbuch Jugendforschung* gegründet, das bislang in zwei Ausgaben vorliegt und das nach eigenem Bekunden »den vereinzelt Sektionen und Fachgruppen der unterschiedlichen im Bereich der Jugendforschung tätigen Wissenschaftsdisziplinen zukünftig ein gemeinsames Forum zur Verfügung« stellen möchte (Merkens/Zinnecker 2001, S. 379).

Angesichts dessen mag man geneigt sein, mit Heinz-Hermann Krüger und Cathleen Grunert von einer »Konsolidierung« und von »Fortschritten« der Jugendforschung zu sprechen (2002, S. 29) bzw. mit Hartmut Griese und Jürgen Mansel Jugendforschung als eine »fest etablierte und anerkannte sozialwissenschaftliche Disziplin« (Mansel/Griese/Scherr 2003, S. 23) zu betrachten.

Gegenüber diesen erfreulichen Bilanzen möchte ich eine eher zurückhaltende Einschätzung der Lage vertreten.

Schon die Verwendung des Singulars »die Jugendforschung« bereitet Mühe. Stattdessen zeigt sich ein höchst zersplittertes Feld, dessen einzige Gemeinsamkeit darin besteht, dass junge Menschen bzw. Gruppen davon außerhalb von Schule und Familie im Alter von ca. 12 bis maximal 29 Jahren, ihre Lebens- und Problemlagen, Einstellungen, Orientierungen, Handlungsmuster, Biografien und Karrieren zum Gegenstand von empirischen Analysen und mehr oder weniger theorieangereicherten Debatten gemacht werden. Dies geschieht jedoch in so unterschiedlicher Weise, an so unterschiedlichen Orten und innerhalb so unterschiedlicher Kontexte und ohne dass dabei erkennbar systematisch und regelmäßig Bezug aufeinander genommen wird, dass es schwer fällt, von der Jugendforschung zu sprechen. Gemeinsame inhaltliche Bezugspunkte sind kaum auszumachen, so breit und heterogen sind die Fragestellungen, methodologischen Zugänge, die Analyseebenen und Datensätze sowie das bunte Spektrum der Ergebnisse.

Es ist hier nicht der Ort, allen Indikatoren, die diese These stützen, im Detail nachzugehen. Deshalb nur stichwortartig vier Hinweise:

- Der einzige derzeit erkennbare deutschsprachige Diskussionszusammenhang zum Thema Jugendforschung ist die gleichnamige Sektion der DGS. Diese ist geprägt durch einen starken personellen und inhaltlichen Bielefelder Akzent. Sie steht für einen wichtigen, aber spezifischen Ausschnitt des Gesamtfeldes.
- Innerhalb der Erziehungswissenschaften, der zweiten, traditionell für Jugendforschung »zuständigen« Disziplin, fehlt es derzeit an vergleichbaren Orten und Gelegenheiten – was sich auch in den erziehungswissenschaftlichen Fachzeitschriften niederschlägt. Würde nicht hin und wieder die Evangelische Akademie Loccum einladen, könnte man vermuten, dass Jugendforschung kein Thema der Erziehungswissenschaft mehr sei – und dies, obwohl zahlreiche einschlägige Autorinnen und Autoren dieser Disziplin zuzurechnen sind.
- Die psychologische Forschung führt weitgehend ein Eigenleben und wird mit Ausnahme von R. Silbereisen und seinem Umfeld von der Soziologie und der Erziehungswissenschaft hierzulande kaum zur Kenntnis genommen.
- Zugleich werden Jugendfragen schon seit längerem an vielen anderen Orten empirisch zum Gegenstand der Analyse gemacht: Entwicklungspsychologie, Gesundheitswissenschaften, Politologie, Kriminologie, Ethnologie, Kommunikationswissenschaften, Genderforschung, Migrationsforschung, Cultural Studies, Arbeitsmarktforschung u.a. – allerdings ohne systematisch voneinander Kenntnis zu nehmen.

Eine besondere Groteske bietet – lässt man einmal die wenigen begrüßenswerten Ausnahmen aus dem Hallenser Umfeld außer Acht – die gegenseitige Abschottung von Jugendforschung und Schul-

bzw. Schülerinnen- und Schülerforschung, als ob es sich um zwei Welten handeln würde, während doch zugleich immer wieder die Akteursperspektive als zentraler Ausgangspunkt der Forschung postuliert wird.

Wenn man sich vor diesem Hintergrund die immer wieder angemahnte internationale Öffnung und notwendige Europäisierung der Jugendforschung – was im Übrigen von der entwicklungspsychologischen Jugendforschung schon ein ganzes Stück weit eingelöst ist – und die eingeforderte Berücksichtigung der Biologie, Neurologie und der Emotionsforschung vor Augen führt, ahnt man: Weitere Ausdifferenzierungen stehen vor der Tür.

Selbstverständlich sind diese Indikatoren zunächst nichts anderes als Belege für die fortschreitende Versozialwissenschaftlichung der Jugendforschung. Die Ausdifferenzierung und Spezialisierung der Themen, der eingesetzten Methoden und disziplinären bzw. theoretischen Zugänge sind an sich Momente einer normalen Wissenschaftsentwicklung. Die Wissenschaftstheorie und -forschung belehrt uns, dass jede Wissenschaft, wenn sie etwas taugen soll, disziplinär und thematisch organisiert ist und dass damit unvermeidlich gegenseitige Abschottungstendenzen verbunden sind.

Von außen betrachtet scheint sich die Jugendforschung also ihrem Gegenstand angepasst zu haben: Sie ist so individualisiert und pluralisiert, wie sie dies immer wieder von ihrem Gegenstand »Jugend« behauptet.

Das ist praktisch für Politik, Öffentlichkeit, Medien und alle anderen Abnehmer von Wissenschaft, weil sie in dem breiten, uneinheitlichen Angebot immer etwas finden, das passt. Nur Orientierung darf man von dieser Art von Forschung nicht mehr erwarten. So ist es denn auch konsequent, dass sich die deutschsprachige Jugendforschung schon lange von dem Thema Jugendpolitik und den damit zusammenhängenden »großen« Themen verabschiedet hat.

Eine sozialwissenschaftlich ausdifferenzierte, thematisch spezialisierte, aber in zuletzt genannter Hinsicht verkümmerte Jugendforschung – ist das gegenwärtig das letzte Wort? Und was sagt sie zu den sich abzeichnenden Herausforderungen, wie z. B. der fortschreitenden europäischen Einigung, den Folgen des demographischen Wandels, den gesellschaftlichen Spaltungstendenzen und den alten wie neuen sozialen Fragen?

Es wird über diese Diagnose selbst, aber auch über die daraus zu ziehenden Konsequenzen und Herausforderungen für die Jugendforschung zu diskutieren sein.

Literatur

Griese, Hartmut M. / Mansel, Jürgen: Sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Jugend, Jugendforschung und Jugenddiskurse. Ein Problemaufriss. In: *Soziologie*, 2003, 2, S. 23-54

Krüger, Heinz-Hermann / Grunert, Cathleen: Geschichte und Perspektiven der Kindheits- und Jugendforschung. In: dies. (Hrsg.): *Handbuch Kindheits- und Jugendforschung*. Opladen 2002, S. 11-40

Mansel, Jürgen / Griese, Hartmut M. / Scherr, Albert (Hrsg.): *Theoriedefizite der Jugendforschung. Standortbestimmung und Perspektiven*. Weinheim/München 2003

Merkens, Hans / Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): *Jahrbuch Jugendforschung*, Bd. 1. Opladen 2001

Merkens, Hans / Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): *Jahrbuch Jugendforschung*, Bd. 2. Opladen 2002

Sander, Uwe / Vollbrecht, Ralf (Hrsg.): Jugend im 20. Jahrhundert. Sichtweisen – Orientierungen – Risiken. Neuwied/Berlin 2000

Jugendforschung ohne Biss

oder:

Die Zukunft ist europäisch (oder gar nicht)

Eine kritische Nachlese¹

Sibylle Hübner-Funk

»Diese Jugendforschung ist zahnlos geworden. Diese Jugendforschung ist nicht mehr in der Lage, Jugend auf den Begriff zu bringen.

Sie ist keine Jugendforschung mehr, die orientiert, die provoziert, die Politik herausfordert und keine Jugendforschung mehr, die dann selber Jugendpolitik als die Politik, die Lebenslagen von Jugendlichen gestaltet, zu einem Thema macht. Davon hat sie sich weitgehend verabschiedet.¹²

Christian Lüders, stellvertretender Direktor des Deutschen Jugendinstituts und Leiter der Abteilung »Jugend und Jugendhilfe«, hat mit dieser zugespitzten These die zweistündige Berliner Podiumsdiskussion »Wo steht die Jugendforschung heute?« provozierend eröffnet – einer These, die erstaunlicherweise im Laufe der Debatte kaum bestritten, sondern in Bezug auf die Lage in Deutschland methodisch und systemspezifisch nur gering relativiert worden ist. Allerdings sind im Verlauf der Diskussion strategisch wichtige Ausblicke auf eine – bessere (?) – europäische Forschungslandschaft eröffnet worden. Deshalb hat der Moderator am Ende sein Motto folgendermaßen modifiziert:

»Vorhin habe ich gesagt, die Jugendforschung ist ein zahnloser Hund, weil sie nicht mehr orientiert. Jetzt kommt durch die Hintertür die These herein, wenn wir nur richtig europäisch vergleichend forschen, dann können wir doch wieder politik-orientierend und unterstützend wirksam sein. Ist das wirklich realistisch?«

Dieser weniger rückwärts- als vorwärtsgewandte Verlauf der Podiumsdiskussion, die eigentlich zum Ziel hatte, die Höhen und Tiefen der vier Jahrzehnte deutscher Jugendforschung seit Gründung des DJI (1963) historisch-systematisch auszuloten, rührte ersichtlich von dem Umstand her, dass zwei der fünf DiskutantInnen der europäischen Wissenschafts- und Politikszene mehr verpflichtet sind als der deutschen. Sie haben folglich trans-nationale Themen und Visionen bevorzugt ins Gespräch gebracht, wo sich deutsche Selbstkritik oder Resignation breit zu machen drohten. Die britische Jugend- und Bildungsforscherin Lynne Chisholm z. B. las den deutschen Kollegen gleich zu Beginn wie folgt die Leviten:

»Es kommt nicht so sehr darauf an, ob die Welt sich für Deutschland interessiert, sondern es kommt eher darauf an, ob Deutschland sich für die Welt interessiert. Und ich habe manchmal den Eindruck, dass sich Deutschland nicht besonders für die Welt interessiert, wenn die Welt nicht nach deutschen Mustern denkt und handelt. Deutschland ist ein so großes Land, es kann und darf sich nicht nur mit sich selbst beschäftigen.«

Chisholms Plädoyer deckte sich implizit mit den Intentionen der VeranstalterInnen des Symposiums, wie dessen zweiphasige Programmstruktur auf dem Einladungsflyer zeigt: Am ersten Tag sollte es um zeitgeschichtliche Bilanzierungen der deutschen Jugendforschung (in West und Ost) gehen, während am zweiten Tag die Herausforderungen der fortschreitenden Europäisierung für die deutsche Jugendforschung zum Thema gemacht werden sollten. Als Schlussveranstaltung des ersten Tages kam daher der Podiumsdiskussion die strategische Brückenfunktion zu, nach der nationalen Bilanz zum »internationalen Kontext« des zweiten Tages überzuleiten.

Als Gesamteindruck der Debatte über den aktuellen »Standort« der deutschen Jugendforschung (im Jahre 13 nach der deutsch-deutschen Vereinigung) ist die Grundstimmung von Ratlosigkeit, Verwirrtheit und Resignation haften geblieben – vor allem das Gefühl des »Schwindens« von klaren Begriffen, wichtigen Fragen und handlungsleitenden Normen, sei es im forschungspolitischen, praktischen oder politischen Feld. Auch hinsichtlich der Ursachenanalyse für dieses irritierende Phänomen war wenig Neues zu erfahren. Wie so oft, verwiesen die Schuldzuschreibungen vor allem auf die institutionellen Konditionen der Forschungsförderung, doch auch auf die exklusiven Kommunikationsnetze verschiedener Forschungsfraktionen. Heinz-Hermann Krüger z. B. brachte diese Position wie folgt zum Ausdruck:

»In der deutschen Hochschullandschaft sind kaum echte Professuren für Jugendforschung vorhanden. Für junge WissenschaftlerInnen bedeutet daher die Perspektive, JugendforscherIn zu werden, an sich den Übergang in die Arbeitslosigkeit. Denn es gibt in Deutschland für die Jugendforschung keine klare infrastrukturelle Rahmung außer dem Deutschen Jugendinstitut. Aber was ich aber am DJI kritisieren würde, ist, dass dessen ForscherInnen aus meiner Sicht viel zu wenig mit den Universitäten zusammenarbeiten. Das hat sich ein bisschen verbessert in den letzten Jahren. Insgesamt war leider lange Zeit eine ziemliche Totenstille. Es gab einerseits die JugendforscherInnen, die sich in Bielefeld und im Ruhrgebiet trafen und andererseits diejenigen, die sich im DJI trafen. Aber zwischen beiden Fraktionen war nicht allzu viel Kommunikation.«

Klage, Anklage und Resignation mischten sich auch in dieser Aussage auf so symptomatische Weise, dass kritische ZuhörerInnen leicht zu der Auffassung gelangen konnten, nicht nur die deutsche Jugendforschung sei – zeitlich und sachlich – »in die Jahre gekommen«, sondern deren Trägerinnen ebenfalls. Denn faktisch waren es ja mehrheitlich VertreterInnen der Jahrgänge, die zunächst nach der 1968er-Revolution die einmalige Chance erhalten hatten, sich professionell mit Soziologie, Pädagogik oder Psychologie als JugendspezialistInnen zu etablieren und dann nach der 1989er-Wende ihren politischen »Kompass« neu justieren mussten. Diese biographische Reorientierung kann – vor dem Hintergrund der zeitgeschichtlichen »Wendeerfahrungen« und des damit einhergehenden Verlusts dauerhafter KontrahentInnen – womöglich das Syndrom der diagnostizierten »Bisslosigkeit« der heutigen Jugendforschung in Deutschland erklären helfen. Nach dem Ende des sozialistischen Fortschrittsglaubens scheint post-modernistische Beliebigkeit, d. h. eine Ziel- und Konturlosigkeit der Bemühungen um Wahrheit, Prägnanz und Wirkung vorzuherrschen. Es war daher geradezu symptomatisch, dass sich Jürgen Zinnecker, der diskursanalytische Festredner des Morgens, mit der provokanten Anfrage an die PodiumskollegInnen wandte, ob die Diagnose des »dreifachen Schwundes« (a) der Jugend, (b) der Jugendpolitik und (c) der Jugendforschung den Konsens der Debatte markiere und ob die DiskutantInnen zwischen diesen drei »Schwundformen« gar einen systematischen Zusammenhang erkennen könnten. Leider blieb diese Nachfrage unbeantwortet; sie wäre zweifellos einer gründlichen Reflexion zwecks realistischer »Standortbestimmung« wert gewesen.

Christian Lüders, der mit seinem schriftlichen Exposé das allgemeine Klagen über die »verkümmerte« deutsche Jugendforschung eröffnet hatte, versuchte an dieser Stelle die ZuhörerInnen ein wenig zu trösten. Er wies darauf hin, dass die Marktlage der Produkte der deutschen Jugendforschung keineswegs schlecht sei, sondern eigentlich die beste seit Gründung der Bundesrepublik:

»Jugendforschung ist die einzige Schwundform, von deren Produkten man erschlagen werden kann. Wir haben nie mehr Veröffentlichungen über Jugend gehabt, als wir sie momentan haben.«

Die Masse der publizierten Erkenntnisse – so lässt sich folgern – ist nicht selbstverständlich gleichzusetzen mit Macht und Einfluss der Jugendforschung und ihrer Wissenschaftsgemeinschaft. Was sind dann aber die Kriterien, die ihr den gewünschten »Biss« (wieder) verleihen können?

Auf diese zentrale Frage erbrachte die Diskussion kaum präzise Antworten. Klaus Allerbeck bezog sich vor allem auf die Standards einer guten längsschnittlichen Methodologie, mithilfe derer es möglich sei, gesellschaftliche Wandlungsprozesse (anhand objektiver und subjektiver Indikatoren) angemessen abzubilden. Ohne Längsschnitte könnten verlässliche Aussagen über maßgebliche Veränderungen der Jugendphase und der Jugendlichen, die diese Phase durchlebten, kaum formuliert werden. Dabei gelte es, bei der Komposition der Fragebögen wie auch der Interpretation der Ergebnisse die jeweiligen Generationszugehörigkeiten (der ForscherInnen wie der jungen Befragten) zu berücksichtigen:

»Als deutsche JugendforscherInnen müssen wir grundlegend dokumentieren, dass es gesellschaftlichen Wandel gibt. Ob wir dies mit Mitteln der Umfrageforschung machen müssen, ist durchaus offen. Dass es aber einen Generationswechsel gibt und dass die Inhalte, welche jeder weiß, in der heutigen jungen Generation nicht dieselben sind, die jeder gewusst hat, der z. B. 30 Jahre früher geboren wurde, diesen Sachverhalt können wir nicht nachdrücklich genug in unserem Kopf behalten oder in unseren Publikationen betonen. Demographie allein reicht nicht zur Tendenzbeschreibung aus.«

Wilfried Schubarth, einziger Vertreter der ostdeutschen (vormals DDR) Jugendforschung auf dem Podium, gewann der Frage nach der »Bissigkeit« von Jugendforschung – als politischer und/oder methodischer Norm – hingegen eine historisch-vergleichende Dimension ab, die sich dem unterstellten resignativen Habitus eher widersetzte:

»Jugendforschung sei zahnlos, wird behauptet. Also erinnern wir uns an die Zahnersatzdebatte: Wo kriegt man jetzt gute Zähne her, um die Jugendforschung bissiger zu machen? Das kann man in anderen europäischen Ländern wohl auf jeden Fall bekommen. Doch vergleichende Forschung heißt für mich auch: Geschichtsaufarbeitung, und 40 Jahre DJI heißt auch: Es gab nicht nur ein deutsches Jugendinstitut, sondern auch ein zweites deutsches Jugendinstitut: das ZIJ in Leipzig. Wie kann z. B. eine geschichtsbewusste Jugendforschung hieraus Anregungen schöpfen? Was kann man etwa aus der ostdeutschen Jugendforschung lernen? Eine solche Selbstvergewisserung würde uns allen ganz gut tun. Zu bedenken ist dabei: Die DDR-Jugendforschung war nicht so ausdifferenziert wie die Jugendforschung der Bundesrepublik, eher einheitlich, ziemlich einheitlich sogar – und trotzdem zahnlos! Das vereinfacht den Vergleich wieder.«

Aus dem Gesagten lässt sich folgern, dass der »Biss« bzw. die »Bissigkeit« der Jugendforschung wohl mit der Nähe oder Distanz ihrer Themen und Thesen zu politischen Interessen und Program-

men zu tun haben, d. h. mit ihrem (wahrgenommenen) Einfluss auf politisch relevante Trendsetzungen. Finanziert zu werden bedeutet zwar das notwendige Existenzminimum zu besitzen, doch gebraucht zu werden und etwas bewirken zu können, ist die Kür jedes erfolgreichen Forschungsunterfangens. Im Zeichen der dramatischen Systemkonvergenz der 1990er-Jahre, die u. a. die deutsch-deutsche Vereinigung mit sich gebracht hat, sind zwar die Nachfragen nach Ost-West-Vergleichen der Lebensbedingungen und der Werthaltungen beider deutscher Jugendpopulationen erheblich gestiegen, doch die Ergebnisse der Forschung wurden angesichts der fortschreitenden sozio-ökonomischen und sozio-kulturellen Umbrüche allzu rasch Makulatur. Viele der ermittelten Ergebnisse vermochten nicht einmal, den rasanten Lauf der Ereignisse zu überdauern; sie stellen – ähnlich wie der 9. Jugendbericht der Bundesregierung zur Lage der Jugend und der Jugendhilfe in den Neuen Bundesländern (1994) – nur eine pointierte geschichtliche Momentaufnahme dar, die schon zum Zeitpunkt der Publikation von der Wirklichkeit weit überholt war.

Nicht nur das vereinte Deutschland, sondern auch die EU als Kernstruktur Europas waren (und sind) seit 1990 erheblichen Transformationen ausgesetzt. Die Abkommen von Maastricht, Amsterdam, Schengen und Nizza sowie die Einführung der gemeinsamen Euro-Währung haben entscheidende Grundbedingungen der transnationalen Kooperation in Europa verändert. Dass sich vor diesem Hintergrund auch die Themen und Aktionsfelder der Jugendforschung zunehmend ent-nationalisiert haben, ist nur allzu verständlich, auch wenn dieses Faktum noch nicht von allen JugendforscherInnen in Europa zur Kenntnis genommen worden ist. Manuela du Bois-Reymond aus den Niederlanden hat diesen Punkt wie folgt angesprochen:

»Man muss die ganze Jugendfrage zusammenbringen mit der Durchlöcherung des Konzepts der europäischen Nationalstaaten. Denn Jugendliche haben nicht mehr – wie früher – ein eindeutiges Nationalgefühl und gehören nicht mehr einer homogenen Gesellschaft an. Es gibt viel Mobilität und viele Ambivalenzen. Die Nationalstaaten sind nicht mehr wie ein Jugendzoo, der alle Jugendlichen gleichartig umschließt. Dies wird leider in Deutschland zu wenig thematisiert.«

Als Wissenschaftsmigrantin der 1970er-Jahre (BRD – Niederlande) hat Manuela du Bois-Reymond den »europäischen Blick« seit Jahrzehnten geübt und ist aus Erfahrung und Überzeugung eine vergleichende Jugendforscherin geworden. Ihre Vision richtet sich daher auf ein europäisches Jugendforschungsinstitut, in dem auf systematische Weise jener »europäische Blick« einstudiert, methodisch kultiviert und an jüngere ForscherInnen weitervermittelt wird.

Lynne Chisholm, die ebenfalls über eine inner-europäische Migrationserfahrung (Großbritannien – Deutschland – jüngst Österreich) und den entsprechenden »europäischen Blick« auf die Jugend Europas verfügt, schloss sich dieser Vision mit Verve an – insbesondere bezüglich der Nachwuchsbildung:

»Wir bilden unsere NachwuchswissenschaftlerInnen nicht aus, dass sie über Grenzen hinweg arbeiten können, d. h. wir brauchen eine Veränderung der Sitten – wenn man so will, der beruflichen Sitten – in der Jugendforschung, und wir brauchen auch eine Erneuerung der Wissenschaftssprache, denn diese ist schlichtweg nicht kommunizierbar. Wenn die Jugendforschung kommunizieren will – nicht nur mit der Politik, sondern auch mit den Menschen und mit der Gesellschaft insgesamt – dann muss die Wissenschaft lernen, anders zu reden und anders zu schreiben.«

»Jugendforschung zwischen Tradition und Innovation« lautete das Rahmenthema des 18. DJI-Symposiums, zu dem die Podiumsdiskussion »Wo steht die Jugendforschung heute?« ihren Beitrag leisten sollte. Nimmt man die Reden beim Wort, so lässt sich folgern: Die Traditionen ost- wie westdeutscher Jugendforschung – aus den Jahrzehnten der deutsch-deutschen und europäischen Spaltung – haben offensichtlich ausgedient, und die erforderlichen Innovationen sind zwar angedacht, doch bei weitem noch nicht verwirklicht. Denn unter dem Einfluss der fortschreitenden europäischen Integration (jüngst auch Mittel-Osteuropas) bedeutet Innovation: nicht nur zu lernen, die nationalen Traditionen und Grenzen abzulegen, sondern auch, sich für die noch unsicheren Aspirationen und Bedürfnisse der neuen Mitgliedsländer zu öffnen. Die nationalen und zwischen-staatlichen Begrenzungen sind nicht allein mentale, sprachliche und kulturelle Barrieren, die es künftig wirksam zu überschreiten gilt, sondern vor allem historisch und ökonomisch noch nicht ausreichend aufgearbeitet. Mindestens eine gemeinsame Sprache für die inner-europäische Kommunikation scheint unabwendbar und auch neue Forschungsnetzwerke sind im trans-nationalen Rahmen zu etablieren und neue Formen der Arbeitsteilung zu üben und zu praktizieren.

Diese Herausforderungen werfen viele der eingeübten Selbstverständlichkeiten des wissenschaftlichen Alltags über den Haufen. Lynne Chisholm brachte dieses Faktum so auf den Punkt:

»Ich sage nur, dass ich keine Wissenschaft nach dem Muster des 19. Jahrhunderts mehr haben möchte. Und manchmal habe ich auch das Gefühl, dass wir noch immer dieses Bild in unseren Köpfen haben. Denn wir sind weitgehend unfähig, arbeitsteilig in einer vernetzten Form miteinander umzugehen.«

Klaus Allerbeck sprach eine ähnliche Erkenntnis im Blick auf die west-deutsche Tradition der Jugendforschung wie folgt an:

»Ich habe den Eindruck, dass für viele »Möchtegern-Schelskys« unserer Zunft das große Vorbild immer noch Helmut Schelskys Gesamtschau Deutschlands ist, in einem dicken Jugendbuch zusammengefasst und mit dem Generationenbegriff versehen. Von dieser Tradition müssen wir uns aber lösen! Denn zur Kooperationsfähigkeit gehört gerade auch eine gewisse Beschränkung.«

Ohnehin gibt es für die Schelsky'sche Jugendsoziologie innerhalb Europas kein Vorbild – und das ist gut so. Allzu verschieden sind die Traditionen und Theoreme der Jugendforschung im Westen und Osten, Norden und Süden dieses alten Kontinents. Selbst die rechtlichen Regeln, die kindliche und jugendliche Verhaltensweisen normieren, differieren innerhalb Europas ganz erheblich. Angesichts dessen stellen sich auch die begrifflichen Abgrenzungen dessen, was die Jugendphase überhaupt von der Phase des Erwachsenendaseins unterscheidet, auf europäischer Ebene anders dar als etwa im nationalen (deutschen) Gesellschaftskontext. Dort etwa gilt es derzeit z. B. als »cool«, so lange wie möglich im Jugendstatus zu verbleiben, wie der Appell des neuen jugendbezogenen Magazins »Neon« (der Zeitschrift »Stern«) verdeutlicht: »Finden Sie auch, dass Sie eigentlich zu jung sind zum Erwachsensein?«

Hierin ist durchaus ein Novum zu sehen, das erhebliche konzeptionelle Anstrengungen der Forscherzunft herausfordert. Aus diesem Umstand resultiert derzeit noch erhebliche Verwirrung und Verunsicherung. Manuela du Bois-Reymond hat sie auf dem Podium unverblümt so benannt:

»Ja, was ist denn das eigentlich, die Jugend? Mir wird das immer schleierhafter. Es gibt real und konzeptionell ein Durcheinander. Wir müssen lernen, mit dieser Art von Unsicherheit zu leben. Die Frage ist definitorisch nicht zu klären, sondern es ist nur sinnvoll, alle Zweifel zu explizieren, und gerade das machen die Standard-Jugendumfragen nicht.«

Aus eigenen vergleichenden Jugendstudien hat sie vorerst folgende methodische Konsequenz gezogen:

»Angesichts der Unklarheiten bei der Altersabgrenzung von Jugend kann nur der Lebenslaufansatz helfen; es gilt, darin die neuen Dynamiken zu ermitteln. Denn dass der lineare Lebenslauf, in dem die Jugend eine bestimmte Phase ist, so nicht mehr hinlänglich und dass es eine Verschiebung in der Zeit-Raum-Dimension gibt, dass also alles, was erst zeitlich strukturiert war, jetzt in einem bunten Gemisch zwischen Zeit und Raum sich abspielt, ist bekannt. Das Alter der Jugendlichen findet eben auch in verschiedenen Räumen statt, etwa so: in dem einen Raum (etwa der Jugendkulturen) ist man jung und in dem anderen (z. B. des fortgeschrittenen Studiums oder der eigenen Kinderbetreuung) ist man älter usw. In unserer europäischen Forschungsgruppe EGRIS bezeichnen wir das als ‚Jojoisierung‘ des Lebenslaufes.«

Dass das Lebenslauf-Konzept zur Überwindung der diskutierten Zukunftsaufgaben der Jugendforschung partiell zu taugen scheint, war auf der Podiumsdiskussion unbestritten. In Verbindung mit der Programmatik des »lebenslangen Lernens« und der Methodologie der empirischen Längsschnitte werfe dieses Triumvirat aber viele neue Fragen auf, betonte Christian Lüders gegen Ende der Veranstaltung. Vor allem komme der Zeitdimension in diesem neuen Ordnungskonzept ein – vermutlich real nur schwer handhabbarer – Stellenwert zu, da die Nachfrage auf immer rascheren Informations-Output dränge und sich die Zeitläufe im Zeichen der Globalisierung immer unvorhersehbarer entwickelten. Als »eine kleine Zwischenbilanz in unübersichtlichem Gelände« hat Lüders daher die Podiumsdiskussion in seinem Abschluss-Statement qualifiziert und der Hoffnung Ausdruck verliehen, dass es gelungen sei, durch dieses Gelände »den einen oder anderen Pfad zu schlagen«, der Ausblicke eröffnet habe auf die Jugendforschung als ein »interessantes Forschungsfeld«.

Postscript der Autorin

Dass diese Berliner Podiumsdiskussion anlässlich des 40-jährigen Jubiläums des Deutschen Jugendinstituts keineswegs als Zeichen einer besonders desolaten Lage der deutschen Jugendforschung zu interpretieren ist, sondern eher als Zeichen der vorherrschenden Trends zu post-modernistischen Auflösungserscheinungen und biographisch erklärbareren Des-Engagements, scheint (mit einigen Ausnahmen) unstrittig. Ähnliche Symptome finden sich in anderen sozialwissenschaftlichen Feldern, wie die fachspezifischen Kongresse und Konferenzen in Deutschland und Europa seit Mitte der 1990er-Jahre belegen. Die Perspektiven auf die künftige Rolle der Sozialwissenschaften müssen aber nicht notwendig so resignativ ausfallen wie die Sicht auf ihren derzeitigen Status quo; auch dies ist anhand der Podiumsdiskussion eindrucksvoll herausgearbeitet worden. Um diese Einsicht zu unterstreichen, sei abschließend Dirk Kaesler mit seinem Beitrag zu »*Perspektiven einer zukünftigen Soziologie*« aus dem aktuellen Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zitiert (3/2003, S.10):

»Die intellektuell-wissenschaftliche Reaktion auf die Fragmentierung der Welterfahrung darf weder die Kapitulation gegenüber einem zynischen oder nihilistischen Weltbild sein, noch der

Rückzug in einen technischen Fetischismus in der Sozialforschung oder in die sterile Polemik eines nicht unüblichen soziologischen Theorie-Spiels. Die Herausforderung für die gegenwärtige und zukünftige Soziologie sollte es vielmehr sein, in einer so differenzierten und zersplitterten Welt wie der unsrigen und heutigen neue Arten des Wertekonsenses mitzukonstruieren.«

Fazit: Vielleicht kann die Jugendforschung (wieder) mehr »Biss« gewinnen, wenn sie sich für diese Konstruktionsaufgabe eines neuen Wertekonsenses aktiv engagiert, wie dies früher – z. B. in den 1970er- und 1980er-Jahren in Deutschland – durchaus der Fall gewesen ist.

Anmerkungen

- 1 Podiumsdiskussion des 18. DJI-Symposiums „Jugendforschung zwischen Tradition und Innovation. Bilanz und Ausblick nach vier Jahrzehnten“, am 23. Juni 2003 in der Katholischen Akademie Berlin. Diskussionsleitung: Dr. Christian Lüders, Deutsches Jugendinstitut e. V., München; TeilnehmerInnen: Prof. Dr. Klaus Allerbeck, Universität Frankfurt am Main; Prof. Dr. Manuela du Bois-Reymond, Universität Leiden, NL; Prof. Dr. Lynne A. Chisholm, Universität Newcastle, GB; Prof. Dr. Heinz-Hermann Krüger, Universität Halle; PD Dr. Wilfried Schubarth, Universität Greifswald (jetzt Potsdam)
- 2 Bei den kursiv gesetzten Aussagen in diesem Beitrag handelt es sich um Originalzitate, die anhand des Tonmitschnitts der Veranstaltung gewonnen und von der Autorin ausgewählt worden sind.

Dr. phil. habil. Sibylle Hübner-Funk, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Jugendinstitut; München, seit 2003 Referentin für internationale Beziehungen und Forschungskooperationen; 1990-1994 Präsidentin des Forschungskomitees 34 »Jugendsoziologie« der Internationalen Soziologischen Gesellschaft (ISA); 1990-2003 Vorstand des Circle for Youth Research Cooperation in Europe (CYRCE e.V.); 1994-1996 Lehrstuhlvertretung an den Instituten für Soziologie der TH Darmstadt und der Universität Hamburg; 1999-2001 komm. Leitung der Abteilung »Jugend und Politik«; 2001-2002 Koordination der abteilungsübergreifenden DJI Konzeptgruppe »Jugendforschung«. Forschungsschwerpunkte: Internationale Jugendforschung, historisch-politische und kulturell-somatische Sozialisationsforschung. Aktuelle Veröffentlichung: „Body-Check & Beauty Contest: Teenager auf der Suche nach ihrem neuen Körperbild“, in: ajs informationen 4/2004 (im Druck)

Deutsches Jugendinstitut e.V.
Nockherstraße 2
D-81541 München
huebner@dji.de
Tel. 089-62306-325

Dr. Christian Lüders, Leiter der Abteilung Jugend und Jugendhilfe am Deutschen Jugendinstitut, München. Forschungsschwerpunkte: Kinder- und Jugendhilfeforschung, Evaluationsforschung, qualitative Sozialforschung, Theorie der Sozialpädagogik. Aktuelle Veröffentlichung (zus. m. Karin Haubrich): Qualitative Evaluationsforschung. In: Cornelia Schweppe (Hrsg.): Qualitative Forschung in der Sozialpädagogik. Opladen 2003

Deutsches Jugendinstitut e.V.
Nockherstraße 2
D-81541 München
lueders@dji.de